

HERBSTREISE 1944

Ein Mißgeschick in 3 Akten



Kurt Piehl als Edelweißpirat

VON
KURT
PIEHL

WIR veröffentlichen hier den ersten Teil einer neuen Geschichte von Kurt Piehl über seine Erlebnisse als jugendlicher Edelweißpirat

Kurt Piehl ist im Dortmunder Norden aufgewachsen und schloß sich als 14-jähriger den Edelweißpiraten an, in Dortmund auch „Latscher“ genannt. Dies waren Gruppen von Arbeiterjugendlichen in verschiedenen Großstädten, die sich gegen die Hitlerjugend zur Wehr setzten und in den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs gegen die Nazis Widerstand leisteten. Bis heute werden sie als „kriminelle Banden“ in den Akten der Justiz geführt.

Kurt Piehl ist dem Tod durch die Gestapo bei Kriegsende nur knapp entronnen. Nach dem Krieg arbeitete er als Eisenflechter in einer Baufirma in der Nähe von Dortmund, wurde Betriebsratsvorsitzender und Ortsvorsitzender IG Bau-Steine-Erden in Bergkamen-Oberaden, Seit der Pleite der Baufirma 1982 ist er arbeitslos.

1. Akt: Flucht und Verhaftung

Der Anblick brachte meine staatspolitischen Vorstellungen ins Wanken - so schön war er. Mein Freund Tönne und ich wanderten durch das Sauerland. Es war Anfang September 1944 und früher Morgen. Der Weg bog leicht nach links, und wir blickten in das bewaldete Tal. Unten gab es einen Bach - kaum sichtbar, aber deutlich zu hören. Die Baumstämme waren in weißen Bodennebel gehüllt. Daraus ragten die Kronen und Spitzen hervor. Blätter und Tannennadeln waren mit Raufrost bedeckt und glitzerten in der Morgensonne. Der Himmel war blau und wolkenlos.

„Mensch, Curry, guck Dir das an! Ob das wohl Zucker aus-

sieht?“ Tönne stellte unseren Koffer ab und berauschte sich an der Aussicht.

Ich nickte nur, Worte waren hier überflüssig. Und dann nahm ich Abschied von einer lieb gewordenen Illusion.

Im Herbst 1943 hatte sich die politische Situation so entwickelt, daß wir, die Dortmunder Edelweißpiraten, einen verlorenen Krieg für das kleinere von zwei möglichen Übeln hielten. Ein Großdeutschland würde es dann nicht mehr geben. Meine persönliche Lieblingsalternative war die Republik Dortmund - eine unrealistische Vision, über die ich jedoch ganz reale Vorstellungen hatte. Aber damit war es jetzt vorbei. Diese herrliche Landschaft in der Nähe von Kirchhundem sollte zu meinem Land gehören und nicht ausgegrenzt werden.

Tönne und ich waren auf der Rucht vor der Staatsgewalt. Nicht, daß sie uns direkt verfolgt hätten, so war das nicht. Aber wenn wir nicht geflohen wären, hätte es sicherlich Ärger gegeben - mit der Gestapo und der Streifen-HJ. In den letzten Wochen war einiges zusammengekommen.

Nach leidvollen Gestapokontakten im vergangenen Winter begannen meine sommerlichen Ärgernisse mit einem Kommissbrot.

Ein freundlicher Bekannter, der

z.Zt. gerade die Sowjetunion erobern mußte, hatte uns eins geschickt. Das Feldpostpäckchen war 6 Wochen unterwegs gewesen. Das Brot war knüppelhart und ungenießbar. Ich erzählte das einem befreundeten „Badoglio“, einem italienischen Kriegsgefangenen namens Adolfo. Dieser erklärte mir, man könne hartes Brot in Wasser einweichen und als Brei essen. Wenn man richtigen Hunger habe, schmecke das gar nicht so schlecht.

Am nächsten Tag schenkte ich ihm das Brot. Bei der Übergabe auf unserer Baustelle wurden wir von Emil beobachtet. Emil war Zimmermann und Parteispitzel. Seine beruflichen Fähigkeiten waren ebenso bescheiden wie seine Intelligenz. Seine Moral war noch bescheidener.

„Sowas hab ich gerne“, raunte er mich an. „Anständige Deutsche ham nix zu gressen. Aber Du mußt gutes Brot an so'n Scheiß-Itaker verschenken. Dich sollte man glatt weg'n Sabotage melden.“

„Kümm' Dich um Dein' eigenen Dreck, Du Arschloch“, konterte ich. „Sonst fängste' Dir'n paar am Ballon“.

Das war weder klug, noch weise, gesprochen, aber ich war wütend. Adolfo hatte sich inzwischen lautlos verdrückt - mit dem Kommissbrot.

„Erst Sabotage und Hochverrat und dann noch frech wer'n“, wettete Emil. „Du wirst schon sehn, wasse davon has'.“

Bevor ich antworten konnte, mischte sich Franz Hanke ein; ebenfalls ein Zimmermann. Er wies meinen Gesprächspartner freundlich darauf hin, wie leicht man auf einem Barugerüst stolpern kann, und wie „gesund das ist, wenn so etwas in 20 Meter Höhe passiert. Emil meckerte noch ein bißchen, zog dann aber mürrisch ab.

Das war das erste meiner Ärgernisse, das letzte war es nicht; Da gab es u.a. die beiden Erfassungen, die von der Hitlerjugend veranstaltet wurden um deren verlorene Mitglieder wieder einzufangen. Diesen HJ-Gelüsten war ich nur mit Mühe, Not und viel List entgangen. Ferner war es bekannt geworden, daß ich Teilnehmer der Corso-Schlacht war. Bei dieser großartigen Keilerei im Cafe Corso hatten die Streifenpimpfe fürchterliche Prügel bezogen. Und dann hatte ich einmal Überstunden verweigert und dabei erklärt, ich sei kein Kriegsverlängerer. Das hing damit zusammen, daß die Arbeit angeblich dem Endsieg diene;

Meine vorläufig letzte Missetat hatte ebenfalls mit der Arbeit für den Endsieg zu tun. Um einer solchen Tätigkeit möglichst auszuweichen, war ich in kerngesundem Zustand zum Arzt gegangen, um mich krankschreiben zu lassen. 10 Minuten bevor ich in das Behandlungszimmer kam, rauchte ich eine Zigarette, die ich am Vortag in Essig getaucht hatte. Danach litt ich dann an Schweißausbrüchen, Schüttelfrost und starkem, unregelmäßigem Herzklopfen. Die Beschwerden hielten etwa eine halbe Stunde an. Das reichte aus, um für 3 Tage krankgeschrieben zu werden.

Das Arbeitsunfähigkeitsattest mußte ich selbst auf einen mitgebrachten Zettel schreiben. Der Arzt setzte nur Stempel und Unterschrift darunter. Da ich einen weichen Bleistift benutzt hatte, ließ sich die Bescheinigung leicht radieren. Darum verlängerte ich meine Arbeitsunfähigkeit erstmal um eine Woche. Am Ende dieser Zeit hatte sich immer noch keine Arbeitswut bei mir eingestellt. Folglich radierte ich noch einmal. Nach 3 Freizeitverlängerungen war die Radiererei jedoch offensichtlich geworden, und ich fiel auf. Im Zusammenhang mit meinen anderen Untaten war das Grund genug für mich, die Arbeit endgültig einzustellen. Den unvermeidlichen Endsieg wollte ich in einer Gegend mit einem gesünderen Klima abwarten.

Das war in den letzten; Augusttagen gewesen.

Ich reiste allerdings nicht sofort ab, sondern blieb noch einige Tage in Dortmund. Dabei fiel meinem Freund Tönne auf, daß er sich in der gleichen Situation befand, wie ich. Also beschloß er, mit mir auf Tour zu gehen. Tönne war einige Monate jünger und ein ganzes Stück länger als ich. Er war stark, gutmütig und meistens gutgelaunt. Gegen so einen Reisegefährten - hatte ich keine Einwände.

Am Sonntag, dem 3. September 1944 fuhren wir mit dem Zug nach Kirchhundem ins Sauerland. Abgesehen von einer harmlosen Polizeikontrolle in Hagen blieb die Reise ereignislos. In Kirchhundem gab es ein RAD-Lager (RAD-Reichsarbeitsdienst), und in diesem gab es einen tafrischen RAD-Mann, unseren Freund Heinz Böhmer. Von ihm mußten wir uns natürlich verabschieden, das war doch wohl klar.

Am Nachmittag trafen wir in dem Gasthof in der Nähe des Lagers ein. Es dauerte noch etwas bis die ersten RAD-Leute hier einkehrten. Wir fragten nach Heinz, und einer lief ins Lager zurück, um ihn zu holen.

„Da habt Ihr aber Massel gehabt, daß Ihr nich' gestern gekommen seid“, sagte ein RAD-Mann. „Heinzken hatte nämlich drei Tage Ausgangssperre“.

Corso-Schlacht

„Was lag denn an?“ frage ich interessiert. Heinz war immer für ein paar Überraschungen gut. Zuletzt hatte ich das im Juli gemerkt, während der Corso-Schlacht. Da hatten wir roch Seite an Seite gekämpft.

„Laß ihn das man selber erzähl'n“, meinte der RAD-Mann. „Das' is' seine Geschichte“

Als Heinz kam, freute er sich über unseren Besuch. Wir umarmten uns, wie das bei Dortmunder Edelweißpiraten üblich war. Dann setzten wir uns zusammen und er erzählte von seiner Bestrafung.

„Also, das war so. Ich war da nachts am Wache schieben und hatte'n unheimlichen Lungen-schmacht. Und auf Wache darfst nich' torfen (rauchen); das is' nämlich schwer verboten. Und wie ich das nicht länger aushalten konnte, hab ich mich einfach inne Latrine verdrückt und hab mir so'n paar durche Lunge gezog'n. Das war garnich auf gefall'n, wenn ich mich nich' so gemütlich hingesetzt hätte. Hier is' es inne Nacht schon ziemlich kühl, und auf'm Scheißhaus war das richtig mollig warm: Und wie ich da gesessen hab, bin ich glatt eingepennt. Ich bin erst wach gewor'n, als mich der Vormann, wo g'rade U.v.D. war, angebrüllt hat. Mann oh Mann, hab ich'n Schreck' gekriegt. Und weil mir keine Ausrede einfallen tat, hab ich erstma' so gemimt, als ob ich noch am röcheln wär.“

Den duss'ligen Kapo (Unteroffizier) is' das dann zu blöde gewor'n, und er hat mich gepackt und anständig geschüttelt. Und genau das war verkehrt. Mir war sowieso schon alles egal, und wie der mich so am schütteln war, hab ich dann Maß genommen und hab ihm anständig was kommen lassen. Der sah vielleicht lecker, aus, kann ich Euch sag'n.

Am nächsten Tag mußten wir dann beide zum Rapport. Mir ham se'n strengen Verweis und 3 Tage Ausgangssperre verordnet; wegen Wachvergeh'n vore Vereidigung. Da soll das noch nich' so schlimm sein. Aber der Vormann hat sich 14 Tage Dicken (verschärfter Arrest) eingehandelt. Was der gemacht hat, war'n tätlicher Angriff auf n Untergebenen. Der hätte mich nämlich erst frag'n müssen, ob er mich anpacken darf. Und was ich gemacht hab, war berechnete Notwehr, ham se da gesagt.

Meine 3 Tage Ausgehverbot sind jetzt rum. Das arme Schwein von



Kurt Piehl

Kapo kann seine Zeit aber erst abreißen, wenn er außen Lazarett kommt. Wenn man das richtig bedenkt, is' es manchma' garnich' so schlecht beim RAD.“

Dann erzählten Tönne und ich von unseren Absichten. Mein Kumpel wollte bei einer Tante in Freiburg bleiben und dort den Endsieg abwarten. Ich hatte ebenfalls eine passende Tante, aber die wohnte in der Schweiz - gleich hinter Basel. Und dort lag mein Reiseziel.

Heinz erkannte sofort die Schwachstellen unserer Pläne.

„Wenn Deine Tante genug anne Füße hat, kann se Dich wohl ohne Marken durchzieh'n“, sagte er zu Tönne. „Aber wenn nich'...“ Er hob skeptisch die Schultern. „Dann wüste vor. Kohldampf die Tapeten vonne Wände fressen“.

„Aber nur, wenn's da noch Tapeten und Wände gibt“, erklärte Tönne grinsend.

„Inne Schweiz ham se natürlich Achiele (Essen) satt“, fuhr Heinz fort. „Aber dazu musse ers' ma' übere Grenze komm'n. Und das is' der Rhein. Ich hab gehört, da unten soll'n nur SS-Posten sein. Wenn de die triffst, ballern die gleich ihre Empis (Maschinenpistolen) leer. In so 'ne Gegend kannste eh'r über'n Jordan gehn (sterben), als über'n Rhein. Aber Ihr müßt selber wissen, was Ihr tut“.

Heinz hatte zweifellos recht, aber das hatten wir schon vorher gewußt. Und umkehren kam für uns nicht in Frage.

Um 22 Uhr war Zapfelstreich für unseren Kumpel. Wir trennten uns eine Viertelstunde vorher. Dann suchten Tönne und ich ein Nachtquartier. Das war kein großes Problem. Wir verließen Kirchhundem in südlicher Richtung, kletterten dann einen Hang hinauf, und krochen bäuchlings ein Stück in den Tannenjungwald hinein. Hier waren wir sowohl gegen Sicht, als auch gegen etwaigen Regen geschützt. Allerdings war unser Koffer ausgesprochen hinderlich.

Wir besaßen zwei Decken. An einer passenden Stelle breiteten wir eine als Unterlage aus, legten uns Rücken an Rücken darauf und deckten uns mit der anderen zu. Die Nacht erwies sich als weniger angenehm, als wir erhofft hatten. Unter uns gab es Ameisen und die Mücken über uns machten Überstunden. Außerdem zog Tönne mir dauernd die Decke weg. Mindestens fünf bis sechsmal wurde ich dadurch wach. Als ich ihn zur Rede stellte, drehte er den Spieß um. Angeblich war ich derjenige, der immer an der Decke zog. In dieser Nacht wurde unsere Freundschaft auf eine harte Probe gestellt und kühlte merklich ab.

Als es hell wurde, waren wir müde, mürrisch und reizbar. Wir machten uns schweigend auf den Weg. Nach einer Weile kamen wir an einen Bach, wo wir uns waschen konnten. Das besserte unsere Laune, aber so richtig war das immer noch nicht. Der



Hitlerjugend - die Edelweißpiraten wehrten sich erfolgreich, in sie integriert zu werden.

Weg bog etwas nach links ab. Da hatten wir das Tal im Blickfeld - unten der weiße Frühnebel und über' uns strahlende Morgensonne. Und alles, was uns nachts geärgert hatte, war ab sofort vergessen.

Die Schönheit der Natur zu lieben, ist leicht. Schwieriger ist es, mit mangelhafter Ausrüstung in ihr zu übernachten.

An diesem Tag wanderten wir nebst Koffer bis in den späten Nachmittag hinein. Das war recht beschwerlich, - jeweils für den, der gerade tragen mußte. Wir aßen Fallobst und selbstgeerntete Feldfrüchte, vorwiegend Möhren. In einem Dorf mit Bahnhof erreichten wir einen Personenzug, der bis Frankfurt durchfuhr. Hier kamen wir gegen 21 Uhr an.

So ein Großstadtbahnhof war ein gefährliches Pflaster. Es gab Polizei- und HJ-Streifen, und sicherlich trieben sich auch die Stapolumpen (Gestapo) hier herum.

„Was meinst du, Curry, ob ich hier was zu spachteln (essen) organisiert?“ fragte Tönne unschlüssig.

Wir besaßen noch ein paar 50-Gramm-Brotmarken und einige 10-Gramm-Abschnitte für Fett und Zucker. Ferner haue Tönne noch ca. 50 Zigaretten. Das war unser wertvollster Schatz. Er ging auch sehr sparsam damit um und genehmigte pro Mann und Tag nur 3 Stück zum rauchen. Falls wir längere Zeit unterwegs sein würden, müßte ein Teil der Zigaretten gegen Lebensmittel eingetauscht werden.

„Hier nich'“, wehrte ich Tönnes Ansinnen ab. „Wenn du hier mit so was anfangs', ham se uns gleich beim Schlawickel, Wir müssen hier nix wie weg.“

Zwei langhaarige Sechzehnjährige, die abends am Bahnhof Lebensmittel auftreiben wollten, fielen hier genauso auf, wie ein Zebra im Kaninchenstall. Und das wollten wir gerne vermeiden.

Der Frankfurter Hauptbahnhof ist eine Kopfstation. Eine Durchfahrt ist nicht möglich. Wir standen noch immer da, wo wir ausgestiegen waren; Ziemlich weit vom Schienenende entfernt. Hier kamen nur vereinzelt Reisende vorbei. Und die stiegen in den Zug auf der anderen Bahnsteigseite.

„Weinheim, Bergstraße, Abfahrt 21,18 Uhr“, las ich auf der Anzeigetafel. „Bleib hier stehen“, sagte ich zu Tönne. „Ich besorg eben Fahrkarten“. „Is' das auch die richtige Strecke?“ fragte mein Kumpel besorgt.

„Klar. Das muß weiter im Süden lieg'n. Wenn es nämlich nördlich wär, tat ich es kenn'n. Die Richtung stimmt schon“.

Tönne war ein einsichtiger Mensch und ließ sich überzeugen.

Paket

Der Zug war nur mäßig besetzt. Das war ungewöhnlich und angenehm. Uns gegenüber saß eine dicke mittelalterliche Frau mit ihrer dicken jungen Tochter. Ich aß eine rohe Möhre und mein Kumpel mehrere halbreife Äpfel. Unsere Mitreisenden sahen uns schweigend zu. Als sie in Darmstadt ausstiegen, ließ die Frau ein Paket mit belegten Broten liegen.

„Danke!“ riefen wir ihr nach, aber sie reagierte nicht.

Wir hatten jetzt die Abteilnische für uns - eine gute Gelegenheit, ein kleines Nickerchen zu machen. Nach den Strapazen der letzten 24 Stunden würde uns das gut zu Gesicht stehen. Wir machten uns lang und schliefen sofort ein; trotz der harten Holzbank, die uns als Lager diente. Das gleichmäßige Rattern versenkte uns in einen tiefen traumlosen Schlaf. —;

Es waren nicht die Explosionen; die uns weckten, sondern die beständigen Fensterscheiben. Auf der anderen Seite des Mittelganges fielen sie klirrend in den Wagen. Auf unserer Seite nicht. Es hatte dreimal, gekracht - nicht sehr gewaltig, aber ziemlich nah. Dazu gab es Bordwaffenbeschuß, kurze Feuerstöße in ständiger Wiederholung. Das Dröhnen der Flugzeugmotoren war unheimlich laut. Beim Anflug schwoll es noch an. So kannte ich das noch nicht. Das war nicht das gleichmäßige Brummen der viermotorigen Bomber. Das war ..., ja, was zum Teufel war das, eigentlich?

„Das müssen Jabos (Jagdbomber) sein“, sagte Tönne. „Die machen hier alles zur Sau. Gleich sind wir dran“.

„Wo sind wir eigentlich?“ „Ich hatte noch Schwierigkeiten mit dem Wachwerden.“

„Keine Ahnung. Sieht aus wie'n Verschiebebahn. Wir stehen hier fast am Rand. Nur ein Gleis, dann is' da ne Böschung“.

Hinter uns anschwellendes Motorenrauschen. Dann ein kurzes Zischen und wieder drei Bombeneinschläge.

Wir waren schon zur Tür gerobbt. Tönne langte hoch, zum Türhebel. „Jetzt aber raus!“ brüllte er.

Ein Sprung und drei Schritte, dann rutschten wir samt Koffer die Böschung hinunter. Wir landeten sanft in hohen Brennnesselstauden. Über uns spritzten Steine und Erdfontänen hoch. Das waren die Einschläge der Bordwaffengeschosse. Ich hatte noch nie so gerne zwischen Brennnesseln gelegen, wie jetzt.

Der Jabo donnerte im Tiefflug über uns hinweg und zog dann hoch. Auf der anderen Seite des Bahngeländes krachten noch einmal drei Bomben. Dann waren da nur noch die Feuerstöße der Maschinenwaffen - und der Motorenlärm. Aber der tat uns nichts.

Wir sprangen auf und stolperten den schmalen Pfad neben der Böschung entlang. Vor uns war die dunkle Silhouette eines Hauses zu sehen. Da wollten wir Schutz suchen. Es war der Bahnhof von Weinheim an der Bergstraße. Aber das erfuhren wir erst, als wir im Luftschutzkeller ankamen.

Der Schutzraum war nur mäßig besetzt. Hier hockten allenfalls ein Dutzend Reisende herum. An einem Tisch saßen 2 Soldaten und ein Eisenbahner. Wir setzten uns dazu.

„Das war knapp“, stöhnte Tönne aufatmend. Aus Anlaß unseres Überlebens genehmigte er uns eine Sonderzuteilung - eine Zigarette, für jeden eine halbe.

Die Männer an unserem Tisch grinsten herablassend.

„Ich will Euch mal zeigen, was knapp is'“, sagte der Eisenbahner, ein Mann von etwa fünfzig Jahren. Er legte eine Brieftasche und ein Zigarettenetui auf den Tisch. Die Brief-

tasche wies ein durchgehendes Loch auf. Bei dem Zigarettenetui war die eine Seite durchschossen, die andere ausgebeult.

„Das war vor'n paar Wochen an der Ostfront. Ich hab Verladepapiere empfangen, und weil ich nich' wußte, wohin damit; hab ich die'n paar mal gefaltet Und inne Brieftasche getan. Das war lästig, weil das so dick war. Und dahinter steckte noch mein Zigarettenetui. 'Ne Stunde später «legten wir Zunder, und der Iwan griff an. Unsere Landser sind gerührt. Und wir alten Knacker vorne Reichsbahn mußten mal wieder den Rückzug decken. Der ganze Papierkram war inzwischen für'n Arsch - is doch klar. Später kriegte ich ein' verplättet und bin erstmal weggetreten. Als ich wieder zu mir kam, war'n wir fleißig am retirier'n — 3 Mann auf eine Lok. Das war der Rest von unser'n Haufen. Und wenn ich das nutzlose Papierzeug nich' inne Tasche behalten hätte, dann läg ich jetzt mit'n kalten Arsch in Rußland.“

Vor 2 Wochen ham se mich nache Westfront abkommandiert - gleich wieder rin inne dickste Scheiße. Und dann mußten wir wieder retirier'n gehn. Momentan bin ich grade ein Versprengter; Ich sag dies nur, damit Ihr wißt, was knapp is'.“

Am nächsten Morgen erwischten wir einen Zug nach Heidelberg. Hier hatten wir 2 Stunden Aufenthalt. Auf dem Bahnsteig stellte ein „Heldenklaue“ eine Marschkompanie zusammen. Ob Versprengte, Abkommandierte oder, Fronturlauber, hier wurde alles eingefangen, was nach Soldat aussah. Da mußte wohl ein Loch in der Front gestopft werden.

Tönne und ich verzogen uns zum Ausgang hin. Nach Alter und Größe konnten wir leicht für Soldaten gehalten werden; für entlaufene Soldaten, denn wir trugen ja keine Uniformen. Falls da jemand einem falschen Glauben anhing, konnten wir froh sein, wenn wir nur in der Marschkompanie landeten. Wahrscheinlicher wären ein Strick um den Hals und ein halber Meter Luft unter den Füßen.

Plötzlich piff eine Lokomotive schrill und anhaltend. Das hörte sich an wie eine heranjaulende Granate. Die Soldaten der Marschkompanie warfen sich deckungsuchend, lang auf den Bahnsteig; die Zivilisten, nicht, nur die Soldaten. Die mußten wohl in letzter Zeit einiges durchgemacht haben.

Der Zug nach Karlsruhe wurde in Heidelberg eingesetzt und fuhr pünktlich ab. Die Wagen waren zeitgemäß überfüllt, nur die beiden ersten: blieben leer. Das waren die Schutzwagen. Bei Tieffliegerangriffen wurde in der Regel nur die Lok beschossen. Wenn dabei mal eine Salve danebenging, traf es allenfalls die leerbefahrenen Wagen. Es gab natürlich Ausnahmen, und die waren ungemein blutig.

Jabos

Am späten Vormittag war es dann soweit. Über uns kreisten 2 Jabos. Sie flogen im Tiefflug an, zogen hoch, wendeten und flogen erneut an. Aber sie schossen nicht.

Die Leute im Zug wurden unruhig. Einige begannen zu schreien. Wir saßen direkt im Vorfeld der Panik.

„Die Lumpen spielen Katz und Maus mit uns“, knirschte Tönne wütend. „Man sollte die Schweine...“ Dann schwieg er und sagte nicht mehr, was man hier sollte.

Meine Anatomie war in Unordnung geraten. Das Herz war tief nach unten, gerutscht, aber der Magen saß mir direkt in der Kehle.

„Wie is' es denn mit'n Stäbchen (Zigarette)?“ fragte ich und unterdrückte das Würgen im Hals. „Wenn wir lebendig hier rauskomm'n, kannste das ja auf uns're Tagesration anrechnen.“

Sonst brauchte ich vor ein Uhr gar nicht nachfragen. In dieser Hinsicht war Tönne eisern. Er wußte aber auch, daß tote Leute keine Zigaretten mehr brauchten. Jetzt noch zu sparen, wäre purer Blödsinn gewesen.

Er langte gerade nach der Zigaretenschachtel, als der Zug plötzlich bremste. Ich saß in Fahrtrichtung und flog gegen ihn. Wir hielten auf freier Strecke. Rechts von uns war Wald, links Wiesen und Felder.

Draußen liefen zwei oder drei Eisenbahner am Zug entlang.

„Alles raus!“ brüllten sie. „Schnell! Steigt aus Leute und rettet Euch! 'N bißchen Beeilung und nicht so müde!“

Obwohl es eben noch nach einer Panik ausgesehen hatte, verhielten sich die Leute überraschend vernünftig. Die Reisenden schnappten ihr Gepäck und 'verließen schnell, aber ruhig den Zug. Das klappte wie einstudiert.

„Ab in den Wald!“ kommandierten die Eisenbahner. „Nicht stehnbleiben! Laßt gehn, Leute schlaf nicht ein!“

Über uns kreisten die Jabos - lauernd und beutellüstern.

Wir drangen vielleicht 150 Meter in das Gehölz ein. Dann blieben wir einfach stehen und warteten. Einige setzten sich auf ihre Gepäckstücke und warteten auch.

Die Jabos stürzten sich auf den Zug und zersieften ihn mit ihren Bordkanonen - von vorne nach hinten und umgekehrt - immer wieder.

„Die haben gewartet, bis wir da raus sind“, sagte eine Frau erstaunt. „Nicht zu glauben. Das sind ja richtige Kavaliere.“

„Ich dachte, mit uns wär Sense“, sagt ich zu Tönne und hielt die Hand auf. „Du wolltest doch'n Stäbchen raustun.“

„Nix zu woll'n“, lehnte er kategorisch ab. „Bis ein Uhr is' noch massig Zeit.“

Wir waren kurz vor dem Bahnhof Karlsruhe-Durlach. Bis zur Innenstadt waren es noch 5 Kilometer. Diesen Weg mußten wir zu Fuß machen. Nicht nur Tönne und ich. Über die Eisenbahnschwellen stolpernd, bewegte sich die Karawane der Reisenden gepäckschleppend vorwärts. Dabei sahen wir, wie die Stadt in einem mittäglichen Luftangriff zerbombt wurde.

Karlsruhe sah aus, wie eine Stadt nach einem Bombenangriff aussieht: Brennende Häuser und stinkende Schuttberge, die vor einer Stunde noch Häuser gewesen waren. Und auch wo „weiter nichts“ passier war, gab es abgedeckte Dächer und zersplitterte Fensterscheiben. Die Dachpfannen und Glasscherben lagen mit anderem Trümmerschutt auf dem Straßenpflaster.

Die Stadt war belebt. Verzweifelte und glückliche Menschen rannten ziellos umher. Das war immer so. Die Verzweifelten hatten ihre Lieben oder ihre Habe verloren - oder beides. Die Glücklichen waren froh, daß sie noch einmal davongekommen waren.

Es war schon fast zwei Uhr, als wir hier ankamen, und Tönne rückte endlich die längst überfällige Zigarette heraus. Am Bahnhof hatten wir erfahren, daß wir von hier nicht weiterkamen. In den nächsten 3 oder 4 Tagen konnte hier kein Zug abfahren.

Die Wehrmacht hatte LKW's eingesetzt hauptsächlich zur Evakuierung der Ausgebombten. Aber Durchreisende konnten auch mitfahren. Wir wollten in Richtung Freiburg-Basel und fanden einen Wagen, der nach Pforzheim fuhr.

„Die Richtung stimmt nicht ganz“, erklärte der Fahrer, ein Obergefreiter der Infanterie. Aber von hier kommt Ihr nicht anders weg. Und Pforzheim ist noch 'ne heile Stadt. Von da aus könnt Ihr überall hinfahren“. Er ließ uns in seine Straßenkarte blicken.

Tönne sah mich fragend an. Ich nickte. „Liegt nur'n Stückchen weiter östlich“, meinte ich. „Das hat nix zu sagen. Und irgendwie müssen wir ja weiter.“

Eine knappe Stunde später waren wir in Pforzheim. Unsere Mitfahrer verließen sich schnell. Die kannten sich hier aus und hatten ihre Anlaufziele. Aber wir standen allein, in der fremden Stadt und wußten noch nicht mal, in welcher Richtung der Bahnhof lag.

„Weiße was?“ fragte ich.

„Sag nich', Du willst schon wieder torfen“, meckerte Tönne.

„Das auch“, räumte ich ein. „Aber wenn ich nich' bald was zu spachteln (essen) krieg, geh' ich ein, wie'n Kaktus ohne Sonne.“

Wir gingen die Straße entlang und fanden eine Bäckerei. Das war purer Zufall. Es gab nämlich keinen Menschen hier, den wir hätten fragen können. Die Stadt schien völlig ausgestorben zu sein.

Für ein paar Brot- und Zuckermarken erstanden wir zwei tellergroße Blaubeertorten - für jeden eine. Der Boden bestand aus schwarzbraunem Teig, der sogar etwas süßlich schmeckte. Der Belag war eine tintenblaue Klebmasse. Er schmeckte so, wie man sich bei IG Farben den Geschmack von Blaubeeren vorstellte. Die Bäckerfrau erlaubte uns, die frugale Köstlichkeit gleich im Laden zu verzehren. Sie spendierte sogar jedem noch ein Glas Magermilch. Pforzheim war gar nicht so übel. Ich hatte schon manchmal schlechter gegessen, allerdings nicht sehr oft.

Nachdem uns die freundliche Frau noch den Weg zum Bahnhof erklärt hatte, verließen wir den Laden. Draußen wurden wir schon erwartet. Als wir auf die Straße hinaustraten, standen wir vor zwei Polizisten, die uns umgehend verhafteten.

* **